

Kenan Kayis · Der Carobbaum



Kenan Kayis, geboren 1960 im türkischen Giresun, wuchs an der dortigen Schwarzmeerküste auf. In seiner Jugend zählte der heutige Tennislehrer als Ringer zu den besten Sportlern seines Landes, als Volleyballer und Basketballer nahm er mehrfach an den türkischen Meisterschaften teil. Mit 20 Jahren kam Kayis nach Deutschland, das er inzwischen als seine eigentliche Heimat betrachtet. »Ich denke

auf deutsch und fühle auf türkisch«, sagt der Autor, der seit mehr als einem Jahrzehnt Erzählungen und Romane schreibt. Sein nun veröffentlichtes Debüt »Der Carobbaum« entstand vor dem Hintergrund eines längeren Aufenthalts auf Zypern und spiegelt die besondere Achtung und Liebe wieder, die er für diese Insel und seine Menschen empfindet. Kayis ist glücklicher Vater von drei Töchtern, er lebt und arbeitet in München.

Kenan Kayis

Der Carobbaum

Orientalische Erzählung

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Februar 2005

© 2005 Kenan Kayis

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst unter Verwendung
eines Mosaiks der Westmauer des Hofes der Großen Moschee
in Damaskus »Das Dorf um 715«

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-082-6

INHALT

Hirten-Polarstern	10
Die weiße Möwe – Glanzschuhe der duftenden Schönheit	14
Ort der zerbrochenen Gestalten	22
Trockene Erde	24
Der Carobbaum	33
Brief vom Festland	35
Am Leuchtturm – Die versprochene Rückkehr	38
Abschied von der Mutter	42
Die ersten Früchte der Carobstengel	45
Meine Schwester Aysel	47
Ferne Freunde	50
Das Mädchen auf der Treppe	53
Die Stille der Zeit	55
Alle waren da –	
Nachbarn, Kinder, Hunde, Hoca und Priester	57
Der Krieg	60
Kyrenia – Neue Heimat	64
Honigschoten der 42 Jahre	67
Am Kap des Gloriazipfels	70
Selbstvergessene Köter in der glühenden Hitze	73
Ein seltsamer Sport	76
Der tote Soldat an der Grenze	83
Im Schatten der Pinien und Oliven	88
Limons Tod	98
Entscheidungen	104
Ilyas Dede	112
Oliven-Anbeter, fröhlich lachende Orangen-Backen –	
das Volk von Zypern	118
Die Rache der Jäger	121
Silvester – Die Melodie der Fasane	124

Dieses Buch ist gewidmet dem Volk von Zypern



Ich hatte einen Freund, einen Kindheitsfreund.
Mehmet.

Einmal soll er drüben auf dem großen Festland gewesen sein – wovon er jedes Mal unermüdlich und aufgeregt, wie wunderbar erzählte. Auch wenn ich die Geschichte schon auswendig wusste, hörte ich ihm gerne zu.

Ich konnte ihm stundenlang zuhören. Es war dann so, als ob ich selbst dort gewesen wäre oder als ob ich selbst dort hinwollte, besessen, neugierig, immer wieder das Gleiche. Wie schön und anders es war, wie schön es dort in der Ferne, auf dem großen Land gewesen war.

Mehmet's Vater ist ein gemütlicher Fischer mit faltiger, brauner Lederhaut. Er ist ein guter Meereskenner und er liebt das Meer, er verehrt es.

Mehmet's Mutter ist eine zierliche, gütige, stille Frau, wie die meisten Frauen der Insel, sie ist mittleren Alters. Jeden Tag wartet sie mit großer Besorgnis auf die Rückkehr ihres Mannes.

Sie wohnen außerhalb des kleinen Ortes in einem halbzerfallenen Haus. Seine Decken und Wände sind mit Blechstücken geflickt, es stammt aus der Geschichte der Insel.

Mehmet fährt mit seinem Vater aufs Meer zum Fischen, in einem kleinen Boot, das ebenfalls an allen Seiten geflickt ist und das ihnen den Unterhalt der Familie einbringt.

Wenn das gütige Meer sie auch an diesem Tag beglückt, wenn das ungestüme Meer nicht schäumt vor Zorn.

Ich sehe sie von oben, vom Berg meiner Ziegen, bevor die von Gold übergossene Sonne die Insel beleuchtet. Ich höre das Rattern des kleinen Wellenbrechers, der die Stille der einsamen Küste zerbricht. Es ist die Suche nach Brot, die bange Hoffnung, die dort irgendwo im türkisen Blau in der Tiefe verborgen ist. Sie haben die Falten des Meeres im Gesicht und die Geduld eines Bären.

Damals, als wir noch kleine Kinder waren, wovon wir heute nicht fern sind, sahen wir uns oft. Wir fuhren sogar mit Mehmeds Vater gemeinsam aufs Meer hinaus. Aber die Zeit verging und zwang uns zur Arbeit und damit zur Trennung.

Heute sehen wir uns einmal, manchmal auch zweimal alle sieben Tage.

Seit langem bin ich nicht mehr auf dem Meer gewesen, ich glaube, zuletzt, bevor mein Vater starb. Wie gerne würde ich es wieder einmal tun, hinausfahren auf die Weite des Meeres, das hier aus der Wolkenhöhe zu meinen Füßen weit unten breit da liegt, weit, so weit mein Blick reicht.

Mehmet und ich hatten einen Treffpunkt am Hügel im Wald unter einem Carobbaum. Und wir hatten uns viel zu sagen. Oft erzählte er mir vom geheimnisvollen Festland dort irgendwo im Dunst des Horizonts. Ich kann es kaum erwarten, seine Geschichte von neuem zu hören.

Ich besuchte ihn nur an Feiertagen, wenn ich meine Ziegen nicht hütete. Wenn wir uns dann trafen, gingen wir zuerst zum Hafen von Kyrenia, um unten in der Provinzstadt fremde Menschen zu sehen, die gerade mit dem Dampfer ankamen oder verreisten.

Stunden saßen wir am Leuchtturm, der dort aus dem Wasser ragt, und sahen den dunklen Dampf Wolken des Schiffes nach, das einen langschäumenden weißen Saum hinter sich herzog, begleitet vom Auf- und Abfliegen der kreischenden Möwen.

In der Nähe des Hafens kauften wir uns Gebäck vom dicken alten Mann, der den besten Leckerkuchen der Insel buk. Einen anderen kannten wir nicht. Wir füllten unsere Taschen damit und verließen die Stadt, um zu unserer Ruine zu laufen. Es war eine von Fledermäusen bewohnte Burg, die der letzte Krieg zerbombt hatte.

Zerbrochene Steingestalten blickten aus der Erde, manche von ihnen waren noch an mächtigen zerschlagenen Glanzsäulen befestigt, einige davon ohne Kopf, ohne Bein oder Arm. Aber wir hatten uns an diese furchterregenden leblosen Gestalten gewöhnt. Es waren ja nur Steine. Heimlicher Rastplatz für niemandlose Hunde. Früher, stellten wir uns vor, müssen hier seltsame, kräftige, nackte Wesen gelebt haben.

An diesem Ort verbrachten wir unsere gemeinsame Zeit und

waren glücklich. Wir dachten über nichts nach, wir lebten einfach, dem Moment und der Gegebenheit überlassen. Diese Tage erfüllten und beschenkten uns und niemals wollten wir voneinander fern sein. Wir versprachen es uns, wir gaben uns unser Wort, Mehmet und ich, der Fischersohn und der Ziegenhirte.

Sonntags fuhr er nie zum Fischen aufs Meer. An diesem Tag traf Mehmet's Vater sich mit seinen Freunden in der Stadt zum Tavla-Spielen. Sonntags hatte das Meer frei von den Fischern. Alle diese Sonntage gehörten uns. Ab und zu musste ich zwar auch an einem Sonntag auf die Ziegen aufpassen, aber das störte mich nicht. Denn dann kam der Mehmet mit Anbruch des Tages zu mir hoch, und schon gehörten die Pinien und Fichtenberge uns, diese Wolkenfänger.

HIRTEN-POLARSTERN

Die goldene, glutgleiche Sonne blendet das stille, leicht von Windflecken überzogene Meer. Der Berg hinter mir wirft einen langen, beinahe bedrohlichen Schatten in die Schlucht.

Die Vögel singen die letzte Melodie und eilen zu ihren Nestern in den Kronen der Pinien.

Der Polarstern, mein Lieblingslicht am Himmel, beginnt zu flackern, ich höre das Echo des Adlers an die nackten Felsen schlagen, und schon bricht die Nacht ein. Mein Polarstern glänzt und lacht an der immer treuen Stelle.

Der Tag verhüllt sich zum Schlaf, meine Ziegen trotten langsam und müde ihren gewohnten Pfad vor mir her, immer der Spur ihrer trockenen Kügelchen nach, gesättigt und zufrieden.

Noch ein letztes Echo des verspäteten Adlers von den Felsen, das mir heute anders erscheint als sonst.

Noch sehe ich weit in der Ferne den brennenden Himmel ins Meer stürzen.

Wir schreiten durch Büsche und Geröll hinunter nach Hause, ins Tal, denn morgen ist ein Feiertag.

Die Nacht gibt mir keinen Schlaf, ich bin hellwach. Ein Gesicht steht neugierig fragend über mir. Es ist nicht mein Hirtenstern, der mein Zimmer bewundert, es ist der runde, alles mit seinem Glanz umfüllende Mond, der die Weiden, die Felsen und das breite Meer zu Silber macht.

Ich bin nicht allein, auch meine Ziegen sind unruhig. Wie seltsam. Ich sehe große Vögel über dem Meer hinziehen wie Gespenster, die sich das von der Nacht gespendete Licht zu Nutzen machen. Die Nacht scheint zu leben, der große Mond gebärt Wache für alle.

In mir steigt eine fremde Trauer auf, das Gefühl allein zu sein und eine versteckte Angst überkommen mich wie die kalten knöchigen Arme des Todes. Eine furchterregende Poesie der

Gebrochenheit. Ich möchte weinen, ohne den Grund zu kennen. Was ist es bloß, das mir den Schlaf stiehlt und mich so beunruhigt?

»Yunus ..Yunus!«

Schweißgebadet richte ich mich auf. Ich bin unsicher und etwas verstört.

»Yunus, Yuunnuuss!«

Ich werde gerufen – oder träume ich etwa noch? Aber nein, ich erkenne die unverkennbare Stimme: »Yunus, ich bin es, Mehmet!« Er gibt sich Mühe, leise zu sein, aber der Morgen ist noch leiser als sein verdeckter Schrei.

»Schläfst du noch?«

Irgendwann muss ich eingeschlafen sein. Meine letzte Erinnerung ist das Erhellen des Himmels, der mit offenen Augen die Nacht bereiste.

Ich springe aus meinem Strohbett auf, das nach vertrockneten Kräutern duftet, und wische mir den Schweiß von der Stirn. Verschlafen gehe ich ans Fenster.

»Yunus, ich habe am Carobbaum auf dich gewartet, aber du bist nicht gekommen!«

»Was? Aber warum? Wie spät ist es?«

Ich habe unsere Abmachung verschlafen.

Der Mond fällt mir wieder ein, der die Nacht gehütet hat und mit dem ich wach lag bis zum Morgen.

»Warte, ich bin gleich fertig.« Schnell schlüpfte ich in meine Sonntagskleider, die nicht anders aussehen als die für die Weide, außer dass sie, fast wie gebügelt, plattgedrückt sind von der Strohmaterie.

Schon bin ich aus dem Haus. Die Mutter und die Schwester schlafen noch tief und von meinen Ziegen höre ich aus dem Stall das Brummen der guten Zufriedenheit.

»Endlich! Ich dachte schon, du kommst heute gar nicht mehr ...«

Wir entfernen uns in die Stille des stillen Morgens und wissen genau, wo wir hingehen.

Eine Weile marschieren wir müde auf dem beinahe unsichtbaren Waldpfad entlang, ohne etwas zu sagen.

»Das Schiff, das Schiff!« Plötzlich fällt es mir wieder ein und ich erinnere mich laut, erschrocken und aufgeregt.

»Ja!« Mehmet bleibt abrupt stehen. »Das Schiff!« Wir sehen uns an und beginnen zu laufen.

Wir sind spät dran, die Sonne steht schon auf der Krone des Adlerfelsens. Wir laufen bergab in Richtung Küste, jeden Moment wird das Schiff, auf das wir alle Sonntage bei Anbruch des Morgens sehnsüchtig warten, in den Hafen einlaufen. Wir rennen über Steine und Mulden, vorbei an Feldern und Höfen, passieren die Holzbrücke, unter der fast nie Wasser fließt, ein frei laufender Köter springt uns nach, aber er kann uns nicht einholen, aus vollem Leibe bellt er uns hinterher. Wir beeilen uns, denn jeden Moment wird das Schiff ankommen und wir dürfen es auf keinen Fall verpassen.

»Lauf, Mehmet, lauf!«

»Lauf, Yunus, lauf!«

Aus der Ferne hören wir das schwermütige Horn des großen Meeresbrechers, der den friedlichen Morgen aus dem Schlaf schüttelt, die Stadt begrüßt.

Außer Atem, nass geschwitzt stehen wir dann vor dem mächtigen weißen Riesen, der sich wie ein wütender Hornbulle, geschmeidig und doch kräftig, in den kleinen Hafen geschlichen hat. Durch die enge Gasse der Leuchtbojen hindurch und zuletzt durch die Reihe der Laternen, die heiß ersehnten Heimatlichter verirrter Fischer.

Ich bin besessen von der Schönheit des Riesen. Wir stehen staunend, als der weiße Drache, der uns so weit überragt, an uns vorbeiflutet. Noch dreimal hintereinander hupt er, gibt Zeichen, erschrocken beben unsere Herzen. Ja, das ist er, der jedes Mal ein Stück von mir mitnimmt. Er, mein Herzensbrecher, meine Raubmöwe. Nur wer höchste Freude erlebt hat, kann unsere Freuden sprünge mitfühlen.

Für ein paar Stunden wirft er den Anker ins Wasser und nähert sich langsam und sorgsam der Mauer an der Promenade, wo Frühangler und Scharen von Menschen, Reisende und Zuschauer, das Ereignis mit Neugier und Staunen betrachten.

Gebannt sehen wir zu, wie die Treppe zum Kai abgeseilt wird und die Menschen wieder zueinander finden. In der Hitze schmilzt die Sehnsucht. Mit offenen Armen werden Angehörige empfangen, manche weinen Freudentränen, andere lachen.

Eile zwischen Koffern und Lasten. Der Hafen ist wie ein Jahrmarkt, voll von Menschen, viele davon Händler und Muschelsammler, die ihre Waren anbieten. Berge von Gepäck und große Holztruhen werden von Arbeitern in den Rumpf des Riesen getragen.

Den ganzen Tag hier verbringen! Ich liebe die kleinen alten Häuser am Hafen, aus deren Fensterluken die alten Fischer schauen. Auch sie wollen sich dieses feierliche Bild nicht entgehen lassen. Hier erlauben wir uns, das zu essen, was schmeckt, denn dieser Tag ist der Tag, der unsere Ersparnisse auffrisst. Hier leben wir in einem gut erträglichen Gebrüll und in einem Glänzen, das uns krönt und uns die Hoffnung auf ein immer wieder neues Wiedersehen verschafft.



DIE WEISSE MÖWE – GLANZSCHUHE DER DUFTENDEN SCHÖNHEIT



eute geschieht es, wovon ich nie auch nur zu träumen gewagt hätte: Wir sind auf der Brust des mächtigen weißen Riesen, in den ich mich vermutlich schon damals, am ersten Tag verliebt habe.

Vor mir steht eine, meine Augen mit Scheu füllende, wunderschöne gefärbte Frau. Glanz des Morgens in ihrem eleganten Gewand, mit leuchtenden Ketten am dünnen, aus dem Kleid hervorragenden Hals und Ringen an den Armen und Ringen an den Fingern.

»Könntest du mir helfen?«, fragt mich die Schönheit.

In dem Moment steckt mir mein Gebäck im offenen Schlund und ich bin regungslos. So wendet sich mein Blick zu Mehmet, dem der Schlund ebenfalls vom Gebäck gefüllt ist. Seine Backen sind prall geschwollen, kein Platz für irgendein Wort.

»Ich bezahle euch, wenn ihr mir helft, mein Gepäck an Bord zu tragen.«

Schwer schlucke ich den Brocken im Schlund hinunter und huste mich schnellstens frei. Einmal dort oben zu sein, wo mein einziger Wunsch liegt, denke ich, und schon verschleppt mich die Verwirrung und Nervosität in einem großen Wirbel.

Allein die sanfte, eingecremte, zerbrechliche Bitte-Anrede dieser schönen Frau rötet mich so, dass ich sicher sehr unverschämt aussehe.

Unbeholfen und ohne Mucks greifen wir nach den zwei Koffern. Noch nie bin ich so aufgeregt gewesen wie in diesem Moment, ich glaube, mein Herz schlug gar nicht mehr. Aus lauter Nervosität denke ich für einen Augenblick, dass ich es nicht schaffe, den Koffer zu tragen.

Die gleitende Schönheit des Morgens, der wir aus Scham nicht in die Augen sehen, geht vor mir auf ihren hochgelegenen, eleganten Lackschuhen und der Mehmet unmittelbar hinter mir.

Angeblich soll ich gezögert haben, was mir selbst nicht bewusst wurde.

»Komm, geh, worauf wartest du noch? Denk an die Möwe!«, flüstert Mehmet. Er treibt mich hoch, denn nur er kennt diese fieberhafte Liebe, die uns plötzlich aus dem Nichts heraus ihr unzugängliches Tor öffnet.

Ich gehe voran und trete gleich hinter der bekömmlich duftenden Frau auf die an Ketten schwankende Treppe des Riesen, dem wir jetzt so nahe stehen wie nie zuvor, ja, den wir jetzt wirklich berühren!

Der Koffer, den ich mühsam voranschlepe, ist vermutlich schwerer als ich selbst. Eher trägt er mich an Bord als ich ihn, aber meine Aufregung spendet mir Kraft und Willen, macht meine Neugier noch reicher, zwingt mich, alles zu vergessen und das Gepäckstück mit dem kleinen Finger zu tragen.

Als wir oben angekommen sind, am Ende der wankenden Brückentreppe, steht ein Matrose im Weg und fragt, höchst freundlich in seinem Verhalten mit hungrigen Augen auf der geformten Weiblichkeit unserer Dame, nach ihrem Bordticket. Ungekonnt versucht der Matrose zu lächeln. Dabei erkundigt er sich herabschauend und sehr skeptisch nach den zwei Kofferträgern, die wir sind.

»Ach ja, die beiden«, sagt sie, als hätte sie etwas vergessen. »Sie meinen die Jungs«, und mit einem halben Blick sieht sie zu uns zurück. »Wie Sie sehen, tragen sie meine Koffer. Es ist schon in Ordnung, lassen Sie sie durch.« Und sie holt aus ihrer kleinen Lack-Handtasche einen Geldschein und steckt ihn dem Matrosen zu.

Der Wächter in weißem Seemannsanzug und Generalshut, ebenfalls weiß, mustert uns von Kopf bis Fuß und lässt uns nur ungern durch. Am liebsten, wie ich in seinen Wolfsaugen erkenne, würde er uns genussvoll über Bord schleudern, so wie wir aussehen. Unverkennbar zwei Hirten-Jungen von dieser verlassenen Zigeuner-Ziegen-Insel.

Ich bin ein Dorfjunge, Mehmet ebenfalls. Wir sind nicht so gepflegt wie die anderen. Spätestens unsere Schuhe haben uns verraten, aber alles andere auch – auch unsere von der Matratze gebügelten Sonntagshemden. Was nützen da schon unsere ordentlich geglätteten, beinahe geleckten Haare? Solche wie mich und Mehmet sehen sie hier nicht gern. Wir könnten ja Diebe sein, womöglich unangenehm riechen und die reisenden Fremden verscheuchen. Wir sind gut vor den scharfen Visieren

der Fotoapparate, gut für die Erinnerungsbilder von Touristen. Aber wir sind durch, nur das zählt. In versteckter Freude sehe ich zurück zu Mehmet, der mich mit seinem Blick auffordert, schnell weiterzugehen. Dann vergessen wir den Matrosen, der noch hinter uns hersieht.

O Gott ... die weiße Möwe ist schöner, prachtvoller und viel größer, als ich je dachte. Die langen Gänge und vielen Etagen, der Fußboden mit Teppich ausgelegt, die Wände mit Spiegeln und seltsamen Bildern geschmückt, die mir nichts sagen. Bis auf eines, das mächtigste von allen – darauf ist der weiße Riese in schäumenden Wogen zu sehen, wie er dem Wind entgegenfährt, den Sturm durchbricht. Davor bleibe ich kurz stehen. Mehmet ist in seiner eigenen Wunderwelt, aus der er träumend, schweigend und verwirrt auf das gleiche Bild sieht.

An vielen nummerierten Kabinen schleppen wir die Koffer vorbei, deren Gewicht ich vor Bewunderung und Staunen nicht wahrnehme, auch wenn mein Arm fast taub wird unter der Last. Vor einer der Kabinentüren bleiben wir stehen.

»Wir sind schon da, hier ist die Nummer«, sagt die auf ihren Stöckel-Lackschuhen über uns stehende Schöne.

Erschöpft legen wir die Koffer zu Boden, uns rinnt der Schweiß von der Stirn, besonders mir. Wir treten in die Kabine – und möchten unseren Augen nicht glauben, was sie erblicken. Es ist ein richtiges Haus hier drinnen, nie zuvor habe ich so etwas gesehen, und wenn jemand es mir erzählt hätte, wäre ich sicher gewesen, dass er es erfunden hätte.

Wir stehen in einem Zimmer mit zwei kleinen runden Fenstern und einem großzügigen, breiten Königsbett, nicht zu vergleichen mit meiner selbst gestopften Strohmatten. Eine Toilette ist da, zum Hinsetzen, was ich an diesem Tag zum ersten Mal in meinem Leben sehe, obwohl ich schon einmal irgendwo jemanden davon habe sprechen hören. Sogar ein Telefonapparat ist im Raum, er soll einen Draht zum Land haben und einen direkt zu anderen Menschen verbinden, woran ich am liebsten gar nicht glauben möchte, weil ich es mir einfach nicht vorstellen kann. Ja, es muss so sein, dass meine Augen mich in diesem Moment betrügen. Vor lauter Verwirrung bin ich ganz still, nur mein Staunen ist entsetzt. Von all dem hat Mehmet mir nie etwas erzählt, er hat gesagt, dass man an Deck schläft unter freiem Himmel, wenn